



Stern der Neger.

Katholische Missionszeitschrift

Berausgegeben vom Missionshaus Graz, Paulustorgasse 10.

Preis ganzjährig: Österreich 2 S., Deutschland 2 Goldmark, Italien 8 Lire, Tschechoslowakei 10 öK, Jugoslawien 24 Dinar, Ungarn 3 Pengö, Schweiz 2 Franken, Amerika 2 Goldmark.

Der Heilige Vater Pius XI. hat der Redaktion, den Abonnenten und Wohltätern den Apostolischen Segen erteilt. Für Wohltäter werden wöchentlich zwei heilige Messen gelesen. Mit Empfehlung der hochwürdigsten Oberhirten von Brixen, Brünn, Graz, Leimeritz, Linz, Olmütz, Marburg, Trient, Triest und Wien.

Heft 3

März 1928.

XXXI. Jahrgang.

Einige Momentaufnahmen aus dem Leben unserer schwarzen Christen.

Von Hochw. P. Karl Fischer, F. S. C. 1

Einige meiner Freunde in Europa ersuchten mich, ihnen etwas von unseren schwarzen Christen mitzuteilen. Da ich aber unmöglich Zeit finde, ihnen ausführlich zu schreiben, so glaube ich, sie am besten damit abzufertigen, wenn ich im „Stern der Neger“ einige Züge unserer Christen zeichne. Wie der Amateurphotograph mit einigen Momentaufnahmen sich gewisse Lebensereignisse festhalten will, um sich immer wieder daran zu erinnern, so lassen auch diese Momentaufnahmen unserer Christen auf ihr allgemeines tägliches Christenleben schließen.

Große Verehrung für die Priester. Da komme ich in einen Kraal. Der Hund verkündet meine Ankunft. Da kommt jemand herausgelaufen, verschwindet aber wieder sehr schnell. Es dauert nicht lange, so tritt eine Mutter heraus, grüßt mich mit dem schönen Gruß: „Madunyisne u Jesu Kristo“ — „Gelobt sei Jesus Christus.“ „Kuze kube pakade Amen“ — „In Ewigkeit Amen!“ Als sie sich so

vorge stellt und mich begrüßt hatte, da rief sie ihre Kinder. Jedes mußte mir die Hand geben und mir seinen Namen sagen. Dann kniete sie sich mit ihnen nieder und bat um den priesterlichen Segen. Das ist eine Szene, wie sie ihre Priester achten und ehren, ob sie dieselben zu Hause empfangen oder ihnen am Wege be gegnen.

Fester Glaube. Eine Mutter hatte einen noch heidnischen Sohn. Sie bat ihn oft, er möge sich doch unterrichten lassen und sich bekehren. Vergebens. Der Bursche wollte sein heidnisches Leben in vollen Zügen genießen. Die Mutter verzagte nicht. Sie bat viel den lieben Gott um die Bekehrung ihres Sohnes und opferte jeden Sonntag die heilige Kom munion für ihn auf. Der Bursche hielt Braut schau und wählte sich zu seiner umakoti (Braut) ein heidnisches Mädchen. Die Mutter verlor ihr Vertrauen nicht, wenn auch der Sohn in diesem Zustande mehr als sonst einer

¹ Hochwürden P. Fischer wirkt im Missionsgebiet der Missionäre von Mariannhill und berichtet daher auch von den dortigen Christen.

Befehung unfähig war. Da wird der Sohn schwer krank. Schnell kommt sie zum umfundisi (Missionär), er möge kommen, da sie meint, die Krankheit führe zum Tode. Der Missionär ging hin, tat aber nichts, da er dem jungen Burschen nicht traute. Auch jetzt verliert die gute Mutter nicht ihr Vertrauen. Sie unterrichtet selbst ihren Sohn und bewegt ihn, von seiner umakoti zu lassen. Die Krankheit brachte ihn wirklich auf andere Gedanken. Er verlangte selbst nach der Taufe. Schnell eilte die Mutter, es dem Missionär zu verkünden und ihn zu bitten, daß er ihn jetzt taufe. Er wurde wirklich getauft und erhielt auch gleich die heiligen Sterbesakramente, denn lange konnte er nicht mehr leben. So findet man viele, welche all ihr Vertrauen und ihre Stärke in die Segnungen der heiligen Religion setzen.

Eifriger Empfang der heiligen Sakramente. An den Hauptfesten Weihnachten, Ostern, Pfingsten, Unbefleckte Empfängnis, Sankt-Josephs-, Herz-Jesu-Fest, Fronleichnam usw. ist es fast feste Regel, daß alle die heiligen Sakramente der Buße und des Altars empfangen. Von weit und breit eilen sie da schon einige Tage vorher zusammen. Außerdem beichten und kommunizieren sehr viele jeden ersten Sonntag des Monats, viele auch wöchentlich. Keine Hochzeit wird gefeiert ohne Sakramentenempfang. Sie tun es mit Andacht und Glauben. Komme ich hinaus auf die Außenstationen, so wollen immer einige beichten. Da ich nichts höre, so nehme ich nur jene an, die ihre Beichte aufschreiben. Und sieh, da nehmen sie die Schiefertafeln der Kinder, malen darauf ihre Sünden und kommen dann einer nach dem andern mit ihrer Schiefertafel in der Hand zu mir. Ich möchte oft lachen über ihre Einfalt und über die Schriftzeichen, aber ich habe alle Achtung vor ihnen, da sie mit solcher Demut und Reue ihre Sünden beichten und Verzeihung haben wollen.

Pünktlichkeit im Gebete. Da läutet es zum Engel des Herrn. Einige Mädchen und

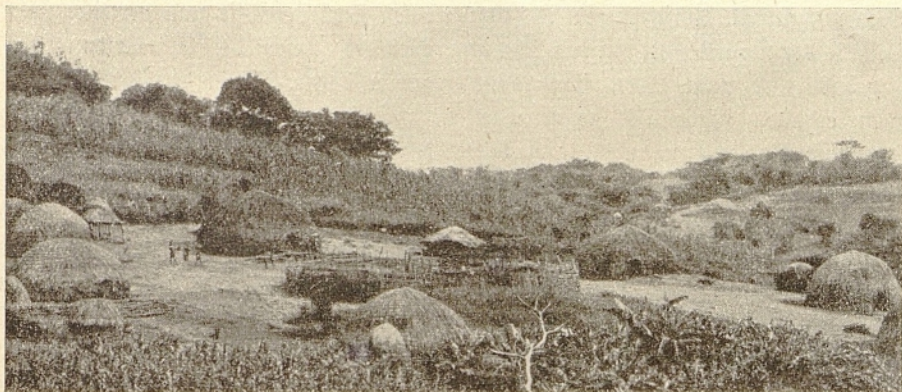
Burschen gingen gerade heim von einer Hochzeit. Lustig, wie sie immer sind, sind sie es an solchen Tagen noch mehr, da ja auch der Bierzug seinen Reigentanz gehalten hat. Als sie aber die Glocke hörten, hielten sie an und beteten kniend den „Ingelosi yenkosi“ — „Engel des Herrn.“ Sie waren ungelesen auf freiem Felde. So wird er auch pünktlich zu Hause gebetet. — Eines Tages begegnete ich einigen Männern, welche standen und beteten. „Was gib't's?“ fragte ich. „Es läutet Weitersegnen.“ „Ja so!“ Da mußte ich auch beten, denn das Läuten hörte ich nicht. Gebet ist da notwendig, denn der Blitz schlägt sehr oft ein und erschlägt jährlich sehr viele. Ehrfürchtig machen sie bei jedem Blitz das heilige Kreuzzeichen.

Ihr Vertrauen auf die Segnungen der heiligen Kirche. Es ist Saatzeit. Die ärmlichen Felder richten die Frauen her, da die Männer gewöhnlich fort sind, das tägliche Brot sich anderswo zu verdienen. Diese Felder sind so voller Mängel: Schlechter Boden, schlechte Lage an steilen Abhängen, wenig Ackerkrume. Jeder starke Regenguß kann den Boden wegschwemmen. Starker Hagel, der oft fällt, kann die Ernte ganz vernichten. Und überdies die Menge Ungeziefer im Boden! Um sich nun den Segen Gottes für ihre Aussaat zu sichern, bringen die Frauen den Saatsamen zum Priester und lassen ihn segnen. Sie vertrauen darauf, daß so der liebe Gott ihn zu fruchtbarer Ernte führen werde. In dieser Zeit kommen sie fleißig zur heiligen Messe, opfern viele heilige Messen auf in der Meinung, Gott möge ihre Feldarbeit segnen. Auf den Wettersegnen, den ganzen Sommer täglich gegeben, halten sie viel und beten ihn andächtig mit. Das Weihwasser benützen sie zu Hause fleißig, sie nehmen es nicht nur selbst, sondern besprengen damit auch ihre Hütten und Felder. Daher findet man in jeder Hütte regelmäßig auch Weihwasser. Wie viele könnten vom göttlichen Heiland hören: „O Weib, dein Glaube ist groß, dir geschehe, wie du geglaubt hast.“

Sorge für ihre Kranken. Wird zu Hause jemand krank, so ist es nicht der Arzt, der zuerst gerufen wird, weil sie gewöhnlich kein Geld haben für solchen Aufwand, sondern der umkundisi (Missionär). Wie oft muß dieser solche Krankengänge machen, selbst wenn er ganz müde erst zu Hause angekommen ist. Da wurde ich eines Tages schnell gerufen zu einem kranken Mädchen. Ich eilte und fand es in großen Schmerzen. „Was willst du, mein Kind?“ fragte ich es. „Vater, gib mir die heilige Communion und die heiligen Sterbesakramente, ich muß sterben.“ Wie andächtig bereitete sie sich vor mit ihrer Mutter, wie furchtlos beichtete

sie, und wie ruhig empfing sie alle übrigen Sakramente. Schlicht und einfach wird in der armen Hütte eine Kiste hergerichtet, etwas bedeckt und dient als Altar. Zum Empfang des hohen himmlischen Gastes können sie nach außen nichts tun als ihre Hütte reinlich ausputzen, aber ihr Herz ist gewiß schön. So tun die Christen, und die Heiden ahmen sie nach. Wie oft wurde ich schon gerufen zu kranken Heiden, die um den Empfang der heiligen Taufe baten!

Das sind so einige allgemeine Züge aus dem Leben unserer schwarzen Christen. Natürlich gibt es auch Ausnahmen und deren auch genug, doch Ausnahmen bestätigen nur die Regel.



Zulukraal.

Spitznamen bei den Kaffern.

Von Hochw. P. Josef Angerer, F. S. C.



Spitznamengeben ist, wie es scheint, bei allen Völkern im Gebrauch. Ganz besonders liebt es die Jugend, älteren Leuten, aber auch ihresgleichen, allerlei angenehme, meistens aber unangenehme Titel anzuhängen. Ob das ein Zeichen der Kultur oder Unkultur ist, darüber lasse ich die werten Leser selbst urteilen. Im folgenden möchte ich nur einige Beispiele anführen, woraus man ersehen kann, wie es diesbezüglich hier in Südafrika steht.

Eine Eigentümlichkeit der Person, eine Gewohnheit, welche sich dieselbe angeeignet hat, ein Ausdruck im Reden, ein moralischer oder physischer Defekt sind, wie überall, auch hier die gewöhnlichen Ursachen für einen Spitznamen. In Südafrika gaben und geben oft die Weißen den Schwarzen solche Namen, welche ihnen dann haften bleiben und unter welchen sie nicht selten selbst bei der Regierung eingeschrieben sind. So heißt ein Schwarzer auf

einer Farm, auf welcher meistens Italiener angesiedelt sind, Mister Macacco, d. h. Herr Affe, und ist unter diesem Namen auch bei der Regierung bekannt. Der gute Schwarze weiß natürlich nicht, was der Name bedeutet und scheint sehr stolz auf denselben zu sein. Merken aber die Schwarzen, daß sie von einem Weißen einen Schimpfnamen erhalten haben, so geschieht es, daß sie den Stiel umdrehen und den Weißen auch so betiteln, wie sie von ihm genannt wurden. So pflegte ein Weißer die Schwarzen durchweg mit Strombolo zu bezeichnen. Aber es dauerte nicht lange, so wurde er selbst von den Schwarzen Strombolo genannt und war bald weit und breit unter diesem Namen bekannt. Übrigens gibt es kaum einen Weißen, der längere Zeit mit den Negern zu tun gehabt und nicht einen Spitznamen von ihnen erhalten hätte. Ich kenne einen Mann, den sie Pudding nannten, aus dem einfachen Grunde, weil sie seinen richtigen Namen sich nicht merken konnten. Nebenbei hieß er auch Meerfaze, weil er seine Augen wie eine Meerfaze verdrehte und stets auf ihre Arbeit schaute. Seine Frau hieß Indhlovn, Elefant, oder auch Inbovn, Flußpferd, weil sie recht dick ist. Ihre Tochter nannten sie Mahluan, d. h. Großauge, und ihren kleinen Sohn Mabruguan, d. h. der mit Hosen, weil er gerade die erste Hose bekommen hatte.

In einem Orte, welcher bereits zum portugiesischen Gebiete gehört, arbeiteten drei Weiße, welche glasköpfig waren, aber in bestimmter Abstufung. Der Erste hatte noch einen Teil seiner Haare auf dem Haupte und hieß deswegen einfach Panglano, d. h. Glaskopf. Der Zweite hatte die Freude, noch im Besitze zweier Haare zu sein; er führte daher den Namen Panglaluka, d. h. einer, der noch etwas Haare hat; der Dritte aber war ein vollständiger Glaskopf und erhielt den Titel Panglaluka matasuleni, d. h. so glasköpfig wie ein Tisch, also tabula rasa. Ein Mann, dessen Lippen etwas zu kurz sind, so daß man seine Vorderzähne sehen kann, bekam den schönen

Namen Mazingavondo, d. h. Meerfchweinchen. Auf einer Farm, nicht weit von unserer Station, heißt einer Mahlombomon, d. h. Rotauge. Warum er diesen Beinamen erhalten, konnte ich nie recht herausbringen, da seine Augen nichts weniger als rot sind; aber ich glaube, daß er wegen seiner Zornausbrüche so genannt wurde. Einer seiner Verwandten heißt Mabilisingwa, d. h. zwei Brote, weil er nämlich seinen schwarzen Arbeitern Brot gab und zwar immer zwei Brote für drei Burischen. Ein anderer wird Mandongoman genannt, d. h. Erdnuß. Man pflegte den Schwarzen an jeden Samstag Fleisch zu verabreichen. Nun wollte der Mann mehr „ökonomisch“ sein; er kaufte einen Sack Erdnüsse und verteilte sie statt des Fleisches unter die Schwarzen. Zum Danke hat er diesen Namen erhalten.

Nicht selten kommt es vor, daß die Schwarzen den richtigen Namen ihres „Bas“, so heißt nämlich der Arbeitsgeber, lange nicht wissen, obwohl sie vielleicht schon einen Monat oder noch länger bei ihm gearbeitet haben. Aber das macht nichts, sie haben unterdessen schon längst einen Namen für ihn gefunden und so nennen sie ihn auch dann noch, wenn sie den richtigen Namen erfahren haben. Kommen sie jedoch darauf, daß der Weiße seinen Beinamen herausgefunden hat, so wechseln sie bald und geben ihm einen neuen, damit er nicht wisse, wen sie meinen, wenn sie untereinander von ihm sprechen.

Doch die Schwarzen geben nicht nur den Weißen passende Spitznamen, sie überhäufen sich auch untereinander mit allerlei Titeln. So nennen sie einen, der sich durch seinen Umfang auszeichnet, Masuta, d. h. fett. Wer sich überall einmischt und überall Schwierigkeiten macht, wird kurzweg Islunga, Tauge nichts, genannt. Ein Neugieriger heißt Bezani. Meinen schwarzen Koch, dem vorne anderthalb Zähne fehlen, heißen sie Triteon, zahlos. Weil er aber auch gerne schwätzt und glaubt, jeden anreden zu müssen, so hat er sich auch den

Titel Makulumazonke, d. h. Alleschwäger, erworben. Ein Mädchen, das recht große, wulstige Lippen hat, wird einfach Molomo, d. h. Mund, genannt.

Schon aus den wenigen angeführten Beispielen ist leicht zu ersehen, daß die Schwarzen im Spitznamengeben keineswegs ihren weißen Brüdern nachstehen, ja dieselben sogar übertreffen.

Wetterfegen.

Im letzten Hefte des „Stern der Neger“ brachten wir einen Artikel aus der Feder des hochwürdigen P. Born: „Eine sechsstündige Schlacht zwischen Raffenmädchen“. Dieser Bericht führte uns in die große Trockenzeit zurück, die 1926/27 Transvaal und so auch unser Missionsgebiet heimsuchte. Wie Gott der Herr unsere Station „Maria-Trost“ in jener schweren Zeit so liebevoll gesegnet und beschützt hat, sollen folgende Zeilen aus einem Briefe des hochwürdigen P. Raffener zeigen, den er zu Weihnachten an Wohltäter unseres Hauses in Graz geschrieben hat.

„... Neuigkeiten weiß ich Euch diesmal keine zu erzählen und Kuriositäten gibt's in Steiermark ja selbst genug. Nur eine will ich berichten zu Gottes größerer Ehre: Das vergangene Jahr stand hier wieder im Zeichen

der Trockenheit. Gegen Ende Jänner war die Krise, wie man sagt; der Mais wurde schon welk und blau. Da hielten wir beim Sonntagsgottesdienst eine Andacht um Regen; es war morgens keine Wolke. Gegen Schluß der Andacht fing es an dunkel zu werden, zu blitzen und zu donnern und in Strömen zu regnen zwei Stunden lang. Die Regenwolke hatte sich über unserer Farm gebildet und zwar nur über unserm Kulturgrund und blieb dort unbeweglich stehen, bis sie sich ausgeschüttet hatte; im Umkreise war blauer Himmel. So waren wir gesegnet und machten aus vier Sack Saatmais vierhundert Sack und etwas mehr Ernte. Nachbarn ernteten von sieben, ja zwölf Sack Saatgut nichts.

Ein Argument für Euch, das Gottvertrauen nie zu verlieren...“

Eine christliche Zuluhochzeit.

Von Hochw. P. Karl Fischer, F. S. C.¹

Bis jetzt habe ich immer erzählt, wie fromm und andächtig unsere Zuluchristen sind. Dieses gute Völklein betet aber nicht bloß den ganzen Tag, es ist auch recht lustig und liebt Tanz und Unterhaltung. Bei jeder Gelegenheit, wo es nur angeht, wird getanzt. Ohne Tanz kann sich der Zulu überhaupt keine Fröhlichkeit vorstellen. Tanzen ist ja auch keine Sünde, zur Sünde machen es nur die Menschen selbst. Und wie die Zulu tanzen und alle Naturvölker, die ich bisher kennenlernen konnte, so hat gewiß auch der hl. David getanzt vor der Bundeslade. Er gab dadurch nur seine Freude

kund, die er im Herzen hatte, als sein Gott geehrt wurde. So tanzen auch unsere Zulu aus lauter Freude und Jubel und sind dafür ganz Herz und Sinn. Darum konnte ich ihnen einmal die Freude im Himmel nicht besser erklären, als daß ich sagte, wir werden da vor Gott uns so freuen, daß wir alle uns erheben, in die Hände klatschen und tanzen werden unter dem Lobgesang der Engel: „Heilig, heilig, heilig bist du, Gott Sabaoth.“ Das hatte Eindruck gemacht und sie merkten sich's gut.

Eine Gelegenheit, bei der viel getanzt wird und die ohne dieses Vergnügen gar nicht denk-

¹ Siehe Anmerkung Seite 33.

bar ist, ist die Hochzeit. Da ich einer solchen einmal beigewohnt habe in Begleitung unseres Herrn Doktors aus dem Würzburger missionsärztlichen Institut, so sei sie zu Nutz und Frommen unserer lieben Leser hier erzählt.

Der Bräutigam hat seine Wahl getroffen. Die „Bobola“, das sind 8 bis 10 Ochsen, hat er für sie ihren Eltern oder ihrem älteren Bruder gezahlt. Die Erlaubnis zum Heiraten von der Regierung hat er in den Händen und

scheut er auch diese Mühe nicht, und es zeigte sich, daß der liebe Gott auf diese Weise ganz gute Schafe in seine Herde bringt, die von selbst vielleicht nie gekommen wären. Der Tag der Hochzeit ist da, alles ist vorbereitet. Auf neu gekauften Schustersrappen steigen sie in aller Frühe von ihren Bergen herab zur Pfarrmesse um 6 Uhr. Sie kommen elegant gekleidet mit einem großen Gefolge weißgekleideter Mädchen. Vor der heiligen Messe wird die



Christliche Zulumädchen beim Tanz.
(Phot. von Hochw. P. Fischer.)

dafür hat er zehn englische Schilling gezahlt. Nun kommen beide zum Missionär und bitten ihn, daß er das übrige besorge. Die Sache muß schnell gehen, nicht weil die Brautleute oder der Missionär solche Eile hätten, sondern weil die Frist von Seite der Regierung knapp zugemessen ist. Ist nämlich innerhalb der angegebenen Frist die Heirat nicht vollzogen, so muß er neuerdings um Erlaubnis ansuchen und darum auch wieder weitere zehn Schilling zahlen.

Der Missionär läßt es sich angelegen sein, die Brautleute auf das heilige Sakrament der Ehe gut vorzubereiten. Oft kommt es vor, daß ein Bräutigam erst ein volles Jahr täglich in den Religionsunterricht kommen muß, weil er noch nicht getauft ist. Seiner Braut zuliebe

Ehe eingesegnet, dann folgt die Brautmesse, still oder gesungen, je nach den Verhältnissen des Bräutigams. Andächtig empfangen sie dabei die heilige Kommunion und viele auch von den geladenen oder ungeladenen Hochzeitsgästen. Nach der heiligen Messe und einer kurzen Dankagung ziehen sie aus der Kirche in ein Gebäude der Mission, um da mit einem einfachen Imbiß beehrt zu werden. Nun beginnt auch schon die Freude. Vor dem Hause stellen sich die einzelnen Tänzerinnen in Gruppen mit ihren Tanzmeistern auf und fangen an zu singen und zu tanzen. Und weil dabei die Kehle nicht vertrocknen darf, haben alte Weiber vorsorglich Krüge Bier auf den Köpfen mitgebracht und laben damit die durstigen Sängerinnen und besonders die Tanzmeister.

Langsam setzt sich der Hochzeitszug nun wieder in Bewegung dem Heimatskraal zu. Voraus das glückliche Brautpaar, umgeben von den weißen Mädchen, und hinterher die verschiedenen Gruppen der Beteiligten. Auf dem ganzen Wege wird gesungen und zeitweilig auch wieder getanzt. So kommen sie im elterlichen Hause an. Nun beginnt die Vorbereitung zum äußeren Fest.

Männer führen den Ochsen her, der zum Festschmaus bestimmt ist. Sie schlachten ihn vor dem Hochzeitshaus. Frauen machen sich über einige Hühner her, die sie ebenfalls schlachten. In den großen Kochtöpfen brodelt schon die Bohnen als Zuspelise. All das unter freiem Himmel im Hochzeitskraal. Unterdessen versammeln sich Gäste aus nah und fern. Da aber ein Kraal allein zu klein ist, alle Hochzeitsgäste zu fassen, so ist das Fest auf die Nachbarkraals verteilt. Überall das gleiche Treiben, und man weiß oft nicht, in welchem Kraal die Hochzeit ist.

Raum sind die Vorbereitungen beendet, da beginnt auch schon ein Tanzgesang. Ein Tanzmeister mit seiner Gruppe hier, ein anderer dort. Man tanzt und singt. Da erscheint das Brautpaar und stellt sich bald zu dieser, bald zu jener Gruppe und läßt sich tanzend ehren. Alles geht vor sich in gemessenem Zeremoniell.

Die Tanzweise ist verschieden. Da stellt sich eine Gruppe Mädchen auf in drei Reihen, an der Seite und von hinten eine Reihe Jünglinge, vorn der Tanzmeister. Unter den lächerlichsten Grimassen und Sprüngen hebt dieser an zu singen, worauf die Tänzerinnen einfallen. Rhythmisch bewegen sie Arme und Oberkörper. In ihrer Bewegung dürfen sie sich nicht stören lassen, auch dann nicht, wenn andere Weiber oder Männer dazwischenspringen, um sie zu stören. Das gälte als Schande.

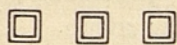
Eine andere Tanzweise ist der Rhythmus mit den Füßen. Da tanzt immer eine Person allein, während die anderen herumstehen und in die Hände klatschen. Dabei sind alle Muskeln

des Körpers in Anspruch genommen, die in demselben Takte sich bewegen müssen.

Haben sie genügend getanzt, dann zieht sich das Brautpaar wieder zurück, und langsam wird es still. Es beginnt das Mahl. Das Brautpaar sitzt an einem Tisch und wird hier bedient, die anderen setzen sich herum auf den Boden. In allen möglichen Gefäßen werden die Speisen aufgetragen. Das Fleisch bekommt man gleich in die Hand. Während man ißt, hält auch der Bierkrug seinen Rundgang, und man tut ihm alle Ehre an. Raum sind die tiefen Mägen gefüllt, so heißt es wieder tanzen, und man tanzt, bis es Zeit ist zum Heimgehen. Denn vor Anbruch der Nacht müssen die Christen ihre Unterhaltung einstellen.

Der Abend gehört den Heiden. Auch sie wollen ihre christlichen Mitbürger ehren. Da kommen die Jünglinge in ihrer Nationaltracht mit Schild und Stecken und führen einen wilden Kriegstanz auf. Und auch die Mädchen in ihrem perlenreichen Schmuck tanzen und singen und flöten, daß einem Hören und Sehen vergehen möchte. Und sie freuen sich, weil sie tanzen können und tanzen, weil sie sich freuen. Und führen sie beim Tanz auch großen Lärm auf, dann nennen sie auch eine Hochzeitsfeier mit dem rechten Namen in ihrer Sprache, denn sie sagen „akuya amsindoveni“, zum Lärm gehen.

Gegen Abend ritten wir wieder heim. Mein Pferd war damit nicht einverstanden, dreimal kehrte es um und galoppierte mit mir zurück zum Festplatz. Endlich glückte es doch und heim ging's in raschem Tempo. Doch der Tag ist nicht vor dem Abend zu loben. Als ich den letzten Abhang hinunterritt, stolperte mein Pferd über eine Wurzel, fiel, und ich machte einen doppelten Purzelbaum darüber hinweg. Der Herr Doktor kam erschrocken zu mir, ob mir was passiert wäre. Ich spürte nichts. Die Hochzeitsgedanken und die Tänze waren mir nur aus dem Kopfe gefallen. Dann dankte ich meinem Schutengel, daß der Sturz so glimpflich abgegangen war.



Umschau.



Rom. Einweihung des neuen Missionsmuseums. Am 21. Dezember verflossenen Jahres wurde von Kardinal Vanutelli, als dem Vertreter des Papstes, das Missions- und völkerkundliche Museum im Lateranpalast feierlich eröffnet. Über zwanzig Kardinäle, viele Bischöfe und Prälaten, sowie die Vorstände der Orden und religiösen Genossenschaften wohnten dem eindrucksvollen Feste bei, das mit einem Empfang beim Heiligen Vater seinen Abschluß fand. Der Lateranpalast, der in seiner jetzigen Form von Sixtus V. in den Jahren 1584—1589 erbaut wurde, bedeckt einen Flächenraum von 8000 Quadratmeter. Er beherbergt auch ein profanes und ein altchristliches Museum. Das Missionsmuseum nimmt mit seinen 26 Sälen und 7 Galerien drei Viertel des Palastes ein. Es ist aus der großen Missionsausstellung hervorgewachsen, die Pius XI. während des Jubeljahres 1925 veranstalten ließ. Die wissenschaftliche Leitung liegt in den Händen des bekannten Forschers P. Wilhelm Schmidt aus der Genossenschaft des göttlichen Wortes. Die starke Seite des Museums bilden die 9 Säle, in denen die Hochkulturen Asiens zur Darstellung gelangen. Von besonderem Interesse sind auch der Märtyrersaal, der das Opferleben und den Opfertod so vieler Glaubensboten und Neuchristen veranschaulicht, sowie der Kulturkreissaal, der die Ergebnisse der neuen geschichtlichen Völkerforschung vor Augen führt. Das Missionsmuseum steht in seiner Art einzig da und ist nicht bloß ein glänzender Beweis für den weltumspannenden Missionseifer Pius' XI., sondern auch ein be- redter Zeuge für die wissenschaftlichen Leistungen der katholischen Missionäre in aller Welt.

Eine Verschwörung des Schweigens. Beim großen Weihnachtsempfang gedachte der Heilige Vater der traurigen Vorgänge in China, Rußland und Mexiko. Merkwürdigerweise

schweigt die Weltpresse über die Greuelthaten gegen die Katholiken, während ein Sturm der Entrüstung den ganzen Blätterwald durchbraust, wenn irgendwo einem Feind des Christentums auch nur ein Härchen gekrümmt wird. Im abgelaufenen Jahre sind nach Meldungen katholischer Zeitungen in Mexiko 137 Priester völlig unschuldig ermordet worden, die Bischöfe sind vertrieben oder werden in Gewahrsam gehalten, zahlreiche treue Katholiken schmachten in den Gefängnissen und fallen der Schreckensherrschaft eines Calles und seiner Anhänger zum Opfer. Müßten da nicht alle Zeitungen gegen solche Barbareien Stellung nehmen? Aber es geht ja nur gegen die Katholiken!

Das neue päpstliche Rundschreiben. Am 6. Jänner hat Pius XI. an alle Bischöfe des Erdkreises ein Rundschreiben erlassen, in dem er die falschen Einigungsbestrebungen auf religiösem Gebiete entschieden zurückweist. In den letzten Jahren wurden viele Versuche unternommen, um die von der katholischen Kirche Getrennten wieder religiös-kirchlich zu einigen. Und zwar sollte dieses Ziel dadurch erreicht werden, daß nur einige Glaubenswahrheiten von allen anerkannt und angenommen werden sollten, indes jeder über die übrigen Glaubenswahrheiten seine eigene, ja eine entgegengesetzte Meinung haben könne. Diese sogenannte „allchristliche“ Bewegung, wird vom Heiligen Vater verworfen, denn Gott hat dem Menschengeschlechte die wahre Religion geoffenbart. Es ist unmöglich, die göttliche Offenbarung zum Gegenstande menschlicher Verträge zu machen. Die gesamte göttliche Offenbarung ist der Obhut der von Christus, dem Gottmenschen, gegründeten und mit dem Merkmal der Glaubensunfehlbarkeit ausgestatteten römisch-katholischen Kirche anvertraut. Daher ist es Pflicht aller Menschen, dieser Kirche beizutreten und sich dem Papste, als dem sichtbaren Stellvertreter Christi, zu

unterwerfen. Sehnlichst wünscht Pius XI., es möge bald der Tag kommen, an dem alle Verirrten wieder gläubig und vertrauensvoll zum Vater der Christenheit, zum Nachfolger des hl. Petrus zurückkehren. Das Rundschreiben warnt die Katholiken vor dem Irrtum der „Akkristen“ und vor der verhängnisvollen Gleichgültigkeit in Glaubenssachen. Es ist aber auch von grundsätzlicher Bedeutung für den gegenwärtigen Religionsstreit in England, für die sowjetische Orthodoxie in Rußland, für die modernistisch-lutherischen Bestrebungen in Skandinavien, für die Einigungsversuche der englisch-

den Heiligen Vater. Der morgenländische König wurde mit all jenen Ehren empfangen, die einem regierenden Herrscher nichtchristlicher Religion erwiesen werden. Die Unterredung mit dem Papste währte 20 Minuten, die mit dem Kardinalstaatssekretär Gasparri eine halbe Stunde. Das königliche Gefolge bestand aus dem Außenminister, dem Präsidenten der Nationalversammlung und einigen anderen hohen Würdenträgern. Aman Ullah, der sich auf einer Reise durch Europa befindet, war über den Empfang beim Oberhaupt der Kirche hocherfreut. Auch die vatikanischen Sammlungen



Heidnischer Tanz.

(Phot. von Hochw. P. Fischer.)

amerikanischen Protestanten; es richtet stillschweigend die Verfolgung in Mexiko, beleuchtet den Widersinn einer Nationalkirche wie in der Tschechoslowakei, kommt aber allen jenen entgegen, die auf der Grundlage des gleichen Glaubens in der wahren Kirche ihr Heil suchen wollen. Das Rundschreiben hat in allen Ländern einen starken Widerhall gefunden. Die amerikanische Zeitung „Star“ ließ sich den ganzen Wortlaut der päpstlichen Rundgebung telegraphisch übermitteln. Die mehr als 5000 Worte zählende Fernschrift wird wohl die längste gewesen sein, die je nach Amerika gefabelt wurde.

Königsbesuch im Vatikan. Am 12. Jänner besuchte König Aman Ullah von Afghanistan

erregten sein lebhaftes Interesse. Afghanistan liegt zwischen Persien, Turkestan, Indien und Rußland eingebettet. Obwohl das Land größer ist als das Deutsche Reich, zählt es nur 7 bis 8 Millionen Einwohner. Leider gehören jene Gebiete zu den missionslosen Ländern. Möge der Besuch des Padischah in Rom dazu beitragen, die Bewohner seines Landes für das Christentum günstig zu stimmen.

Das heilige Kollegium der Kardinalen bestand zu Beginn des Jahres aus 66 Mitgliedern. Davon gehören 33 der italienischen Nation an und 33 den übrigen Nationen. Letztere verteilen sich auf folgende Länder: Frankreich 7, Spanien 5, Deutschland 4, Nord-

amerika 4, Österreich 2, Polen 2, England 2, Ungarn, Tschchoslowakei, Belgien, Niederlande, Portugal, Kanada und Brasilien je 1. — In Rom residieren 30, außerhalb der Ewigen Stadt 36. Drei wurden noch von Leo XIII. erwählt, 18 von Pius X., 18 von Benedikt XV., 27 von Pius XI. Von den 12 Ordenskarдинаlen sind 3 Dominikaner, 2 Benediktiner, 1 Regulierter Chorherr, 1 Servit, 1 Jesuit, 1 Piarist, 1 Redemptorist, 1 Salesianer und 1 Oblate vom hl. Karl Borromäus. Dekan des heiligen Kollegiums ist der bereits 93 Jahre alte Kardinal Vanutelli. Im Jahre 1927 starben 7 Kardinal; der hochbetagte Jesuit Billot verzichtete auf die Kardinalswürde, legte den Purpur ab und zog sich als einfacher Ordensmann in sein Kloster zurück.

Eingeborene Priester in den Missionsländern. Der Zentralrat des Apostel-Petrus-und-Paulus-Werkes veröffentlicht über den Stand der eingeborenen Geistlichkeit in den Missionsgebieten folgende Zusammenstellung: Asien besitzt gegenwärtig 4263 einheimische Priester oder 52·3 Prozent der Gesamtsumme der dortigen Priester; Afrika 159 bzw. 5·7 Prozent, Amerika 82, das sind 6·2 Prozent eingeborene Priester, die in Missionsgebieten wirken. Ozeanien zählt 12 eingeborene Priester oder 2·5 Prozent aller dortigen Priester. — Asien hat 127 kleine Seminare mit 5691 eingeborenen Zöglingen und 74 große Seminare mit 2288 eingeborenen Hörern. Afrika besitzt 48 kleine Seminare mit 1347 eingeborenen Zöglingen und 17 große mit 291 Hörern, Amerika 4 kleine mit 85 einheimischen Zöglingen und 4 große mit 66 Besuchern.

China. Von August 1926 bis Ende 1927 sind im „Reich der Mitte“ neun Priester eines gewaltigen Todes gestorben. Es sind die drei belgischen Scheutvelde Missionäre: Camillus Ruysfelaert, Franz Lauwers und Leo van den Bosche; die beiden Franziskaner Aurelius Maiquez (Spanier) und Hermenegild Wäldele (Deutscher); die beiden Jesuiten Heinrich Dugout

(Franzose) und Kandidus Berrara (Italiener) sowie die beiden chinesischen Weltpriester Josef Hou und Dominik Wang. Der Priester Hou ist Blutzzeuge im strengsten Sinne des Wortes.

Misgr. Philipp Tschao, einer von den sechs chinesischen Bischöfen, die am 28. Oktober 1926 vom Heiligen Vater selbst geweiht worden waren, ist am 14. Oktober letzten Jahres einem Schlaganfall erlegen. Einige Monate nach der Rückkehr in seine Residenz Suanhwasu, wurde diese zum Schauplatz der Kämpfe zwischen den Truppen der Provinz Schansi und dem Heere des Generals Tschangjolin. Rasch organisierte der Bischof einen großen Hilfsausschuß, dem die vornehmsten Christen und Heiden angehörten. Zahlreiche Menschen, besonders Frauen und Kinder, suchten Zuflucht in der Mission. Alle vorhandenen Räumlichkeiten, selbst die Kirche, wurden als Zufluchtsstätte und Krankenstationen eingerichtet. Auf des Bischofs Geheiß leisteten die Christen freiwillige Sanitätsdienste. Misgr. Tschao zeigte sich ganz als Bischof der Liebe. Ein brennender Opfergeist verzehrte ihn; war er ja der Sohn eines Märtyrers. „Wenn Gott“, äußerte er, „das Leben eines der Unseren, sei es des Bischofs oder eines Priesters, als Opfergabe annimmt, so wird das für das Vikariat ein Unterpfand des Heiles und des reichsten Segens sein.“ Und Gott nahm das Leben des Oberhirten als Opfer an. Am Abend des 13. Oktober machte der Bischof, nach einem mühevollen Arbeitstag, noch einen Rundgang durch die verschiedenen Räume, um nachzusehen, ob alle versorgt seien. In einem Winkel traf er eine Familie, die ohne Decken der Kälte preisgegeben war. Er eilte in sein Zimmer zurück und brachte den Frierenden seine eigenen Bettdecken und gab ihnen auch seinen Mantel. Todmüde zog er sich hierauf in sein Gemach zurück. Am Mitternacht traf ihn der Schlag. Doch konnte ihm ein Priester noch die heilige Ölung spenden. Kurz war sein Arbeitstag; aber er hat ihn beschlossen mit einer heldenmütigen Liebestat.



Der Geist des Schreckens.

Eine Erzählung aus Mittellkamerun von P. Johannes Emontz, S. C. J.

(Fortsetzung.)

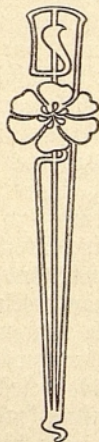


In der Tat, der Plan war ausgezeichnet und machte mir wieder etwas Mut, wenn ich auch noch immer an seinem Gelingen zweifelte. Versuchen konnten und mußten wir's, das stand bei mir fest. Es war immerhin möglich, daß das Wagnis, so beschwerlich und gefährlich es war, gelingen konnte. Die Nacht war indessen herein-gebrochen und das Dorf hallte wieder vom dumpfen Getöse des Gongs, vom Tanzgesang der Männer und dem Klagegeheul der Weiber. „Still!“ flüsterte Lanju plötzlich, „es kommt jemand.“ Wirklich, es rasselte an der Tür. Im Scheine einer Fackel sahen wir den Häuptling selber mit einigen Leuten in unsere Hütte eintreten, wohl um sich von der ordnungsmäßigen Fesselung der Gefangenen und der Unmöglichkeit einer etwaigen Flucht zu überzeugen. Er rüttelte an unseren Fesseln. Alles war in Ordnung. Trotzdem fluchte er. Einige schallende Hiebe mit einer schweren Lederpeitsche sausten auf uns nieder, so daß wir uns vor Schmerz krümmten. Dann waren wir wieder allein. „Kenfui,“ hauchte nach einer Weile mein Bruder, „die Schläge mit der Peitsche tun schrecklich weh. Es waren die ersten, die ich in meinem Leben erhielt, aber es werden auch die letzten sein. Nur mutig ans Werk! Denn nachdem der Häuptling selber uns untersucht hat, wird man in dieser Nacht nicht mehr nachsehen. Versuche nun, dich so nahe wie möglich an mich heranzuziehen, damit ich mit den Zähnen an die Lianen komme, die deine Arme fesseln.“ Da wir nicht dicht beieinanderlagen, dauerte es eine gute Weile, ehe wir uns berührten. Dann begann das Aufbeißen der Lianen. Eine Faser nach der andern löste sich. Es kostete zwar unbeschreibliche Anstrengung, und vor Müdigkeit mußte Lanju mehrere Male ausruhen. Endlich war er mit einer Liane zu Ende, aber die Fessel löste sich nicht. Er begann sein Werk an einer zweiten Stelle, und dann hatte ich bald eine Hand frei, und mit der freien Hand löste ich die andere Liane. Ich war der Fesseln ledig und stand vor Lanju, den ich nun auch befreite. Ich hätte aufschreien mögen vor Freude. Nachdem das Schwierigste gelungen, würde das andere ebenso gelingen, und ich schöpfte neuen

Mut. Nun dachten wir an die Flucht und überlegten genau, was zu tun sei in dem Falle, daß man uns verfolgen würde. Lanju war seiner Sache so sicher, daß er an der Rettung nicht mehr zweifelte. Da die Tür außen fest verriegelt war, mußten wir den Durchbruch durch die Decke versuchen: aber leise, leise! Daß es im Dorfe noch laut herging und auch wohl die ganze Nacht hindurch der Totengesang nicht nachlassen würde, war uns ganz recht. Desto leichter würde unsere Flucht vor sich gehen. Lanju sagte leise zu mir: „Kenfui, sei mutig, jetzt gilt es das Leben! In kurzer Zeit sind wir draußen auf dem Wege zur Heimat. Und wenn man morgen bei Tagesanbruch oder zur Eröffnung des großen Rachegerichtes nach den Gefangenen sehen wird, sind wir fern von hier!“ Schon kletterte er auf meine Schultern, um die Decke zu untersuchen. Sie bestand zum Glück aus breitmaschig übereinandergelegten Bambusstangen. An einer Stelle waren die Maschen so breit, daß er sich hindurchzwängen konnte, indem er sich mit den Händen festhielt und mit den Beinen einen Aufzug machte. Oben angelangt, zog Lanju mich auch hinauf. So saßen wir auf der Decke und lauschten, ob sich in der Nähe der Hütte nichts regte. So leise und so emsig wie nur möglich machten wir eine Öffnung in das Grasdach und suchten nach einem Pfosten, der etwa das überstehende Dach stützte. Lanju war bereits unten. Ich wollte gerade auch den Abstieg wagen, als Lanju mir mitteilte: „Kenfui, schnell, es kommt jemand mit einer Fackel geradewegs auf die Hütte zu!“ Ich war nicht so geschickt wie Lanju, und so dauerte es bei mir etwas länger. Aber auch ich kam noch glücklich nach unten. Der Mann mit der Grasfackel mußte aber entweder meinen Bruder oder mich bemerkt haben, denn so laut er konnte, schrie er den Warnungsruf: „Hoio, hoioa, Tschoba! Schnell, die Tschobaleute fliehen!“ Und fortwährend wiederholte er den Ruf, laut und weithin vernehmbar. Da der Mann zur Benachrichtigung der anderen etwas zurücklief, erreichten wir einen gewaltigen Vorsprung. Mein Bruder zog mich mit sich fort; dann eilte er voraus, und ich folgte, so

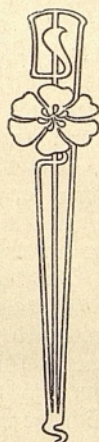
gut ich konnte. Die Angst gab uns schnelle Beine, und die Müdigkeit der letzten Tage war vergessen. Aber auch die Kantschileute waren auf der Suche. Alle Männer waren dabei beteiligt. Und sie kannten die Gegend genau und alle Wege und Schlupfwinkel, während Lanju durch die voreilige Flucht von der beabsich-

famer, meine Beine konnten mich nicht mehr weitertragen. Und die Kantschileute waren bereits nahe an mich herangekommen, ihre Fackeln beleuchteten das ganze Gelände. Endlich hatten die Feinde mich eingeholt, und nun erhob sich ein lautes Geheul, das von allen Suchern beantwortet wurde. Das gab dem Lanju, der



Zulufrauen.

(Phot. von Hochw. P. Fischer.)



tigten Richtung abgewichen war und nur auf gut Glück davoneilte. Hinter uns her erscholl lautes Geschrei von vielen Männerstimmen. Und die Zahl der Grasfackeln wuchs zusehends. Nun erreichten wir ein kleines Wäldchen, aber die meisten Bäume waren zu dick, wir konnten nicht hinaufsteigen; und auf den anderen war es zu gefährlich, denn gewiß würde man auf das genaueste nachforschen. Also weiter in die Steppe, die sich anschloß. Doch wir fanden keinen Weg, keinen Pfad, und im hohen Grase war es schwer weiter zu kommen. So brach denn das Unglück über mich herein. Vor lauter Müdigkeit wurde mein Schritt immer lang-

mir weit voran war, einen neuen Vorsprung, und er entkam in der allgemeinen Verwirrung. Man fand ihn nicht mehr. Er war gerettet, ich aber war wieder gefangen. Ich hätte gewünscht, daß man mich sofort mit den Lanzen durchstochen und getötet hätte; aber man gab mir statt dessen kräftige Stöße, ich erhielt Schläge und Fußtritte, man mißhandelte mich, tat mir alle denkbare Schmach an. Zu schmerzlich ist mir jetzt noch die Erinnerung an jene schrecklichen Stunden, als daß ich es erzählen könnte. Nun war ich wieder gefangen in der Hütte, stärker gefesselt als vorher, bewacht von zwei Kantschileuten. Und ich war nun ohne

meinen Bruder, der mir vorher Mut einge-
flößt hatte. Diesmal war wirklich alles ver-
loren. Das war eine schreckliche Nacht. Ich
wollte an nichts mehr denken, aber die Ge-
danken kamen, ohne daß man sie rief! O, wie
schmerzlich waren mir die Heimatgedanken!
Niemals mehr würde ich mein liebes Tschoba-
dorf wiedersehen! Es war mir, als sähe ich
all die Plätze und Hütten, all die Berge, all
die stillen Winkel unseres Landes an mir vor-
überziehen und dann im Nebel verschwinden.
Ich dachte an Vater und Mutter und Ge-
schwister, und jetzt erst fühlte ich, wie gern ich
sie hatte. In einigen Tagen würden sie die
Totenklage über mich anstimmen. Das ganze
Dorf würde daran teilnehmen. Aber auch diese
traurigen Bilder zogen vorüber. Dann kamen
andere Gedanken. Ich erinnerte mich der Tage,
wo wir in Tschoba die Stammesrache übten.
Das waren Tage der Freude für mich gewesen,
und auch ich freute mich ob des Wimmerns
und Schreiens der Todesopfer. O, damals habe
ich nie daran gedacht, daß auch ich einmal so
jammern und klagen würde. Morgen würde
ich es tun. All das Häßliche, das ich damals
erlebt, vom haßerfüllten Gesicht des Zauberers
bis zu den schmerzuckenden Zügen des Opfers —
o, ich erschrak vor meinen eigenen Gedanken.
Es war eine schreckliche Nacht, beinahe so
grausig wie der Rachetag selber. Bis dahin
hatte ich nicht gewußt, daß auch die Gedanken
schmerzen können. Und zu all dem mußte ich
mir noch Vorwürfe machen, daß ich allein
schuld an meinem Unglück war. Weshalb
hatte ich mich der Gefahr ausgesetzt? Weshalb
war ich so unbeholfen und zögernd beim Flucht-
versuch gewesen, der meinem mutigen Bruder
Lanju die goldene Freiheit wiedergegeben? Mit
solchen Gedanken fand ich keinen Schlaf. Draußen
im Dorfe wollte der Totengesang und das
Rachegeschrei nicht verstummen."

Vater Wildhof und sein Mitbruder sahen,
wie die schmerzlichen Erinnerungen die Seele
Renfuis noch quälten, und wollten die Weiter-
erzählung auf einen andern Tag verschieben,
allein der junge Tschoba, sichtbar von der Teil-
nahme ergriffen, die er bei seinen Zuhörern
fand, wollte von Müdigkeit nichts wissen, und
so fuhr er denn fort: „Endlich kam der Morgen,
und mit ihm sollte die Racheversammlung er-
öffnet werden. Das große Ereignis war bereits
während der Nacht im ganzen Stamm ver-
kündigt worden. Mit Büffelhörnern und Eisen-

beintrumpeten waren die Boten ausgezogen.
Bis zu den entferntesten Gehöften waren sie
mit der Aufforderung zur Racheversammlung
geeilt. Der große Platz war mit Männern an-
gefüllt. Alle waren im Kriegsschmuck erschienen
mit ihren langen Speeren, mit den breiten
Buschmessern in verzierter Scheide, mit kleinem
Dolchmesser im Gürtel. In großen und kleinen
Gruppen standen sie umher und besprachen das
Ereignis. Die Kriegsgongs wurden geschlagen.
Ungeheure Krüge, gefüllt mit köstlichem Palm-
wein, standen auf einer Seite. Der Häuptling
und die Stammesgroßen waren auch bereits
anwesend und strahlten im herrlichsten Rot
dick aufgetragener Bundefarbe. Als alle ver-
sammelt waren, schleppte man mich sehr un-
sanft auf diesen Platz in die Nähe des Häupt-
lings. Bei meinem Erscheinen waren die Leute
außer sich vor Wut. Sie gebärdeten sich schlimmer,
als ich es je bei unseren Kriegstänzen erlebt
hatte. Sie schlangen ihre Lanzen und zückten
sie gegen mich, als wollten sie dieselben auf
mich schleudern. Sie schrien und heulten wie
außer sich, alle durcheinander. Wäre der Häupt-
ling nicht sofort aufgestanden und hätte Ruhe
geboden, dann hätte ich wohl ein schnelles Ende
gefunden und es wäre mir alles Gräßliche
erspart geblieben, das man mir nachher antat.
So ließ das Oberhaupt des Kantischistammes
in die großen und kleinen Eisenbeintrumpeten
hineinblafen und verschaffte sich Ruhe, denn
er wollte zu den Leuten sprechen. „Ihr Männer
von Kanttschi,“ begann er dann, „ihr verlangt
sofortige Rache an unserem Stammesfeind zu
nehmen. Beruhigt euch und hört, was ich sage.
Auch ich verlange Rache und die Großen
unseres Stammes nicht weniger. Aber es wäre
keine echte Kanttschirache, wenn ihr den ge-
fangenen Feind einfach mit euren Lanzen
durchbohret. Es soll keine kurze, nur einen
Augenblick dauernde Rache sein. Darum mäßigt
euren Zorn. Wir wollen nicht nur einmal,
sondern vielfache Rache an diesem Tschoba
nehmen: Rache dafür, daß er unser Stammes-
feind ist, Rache dafür, daß sein Bruder einen
Kanttschimann getötet hat, Rache dafür, daß
der Mörder entflohen ist, Rache dafür, daß
dieser Tschobamann selber versucht hat zu ent-
fliehen. Es soll eine Rache sein, wie nur
Kanttschileute sie ausdenken können. Wir wollen
zwar Tschobablut sehen, aber nicht nur heute.
Wir wollen Tschobaqualen erblicken, aber nicht
nur heute. Wir wollen beim Palmweingelage

uns an dem verzweifelnden Geschrei und Gewimmer eines Tschobaseindes ergöhen, aber nicht nur heute. Drum soll er heute nicht sterben, vielfachen Tod soll er erleben. Im Angesichte aller soll der große Menkina, unser Kriegszauberer, das Rachegeſchäft beſorgen. Keiner verſteht es ſo wie er. Und heute wird er es ſchon deſhalb von uns allen am beſten verſtehen, weil der von dem Tschobamann erſchlagene Rantschimann ſein Bruder war. Ich, der Häuptling, habe geſprochen!“ Lautes Jubelgeſchrei ertönte auf dieſe Worte hin. Das geſiel den Männern ausgezeichnet, ſie ſpendeten dem hohen Redner brauſenden Beiſall. Das waren Worte nach ihrem Herzen. Nun ſtand ein alter Bigmann auf und ſprach: „Unſer großer Häuptling hat ſchön geſprochen. Wir werden ein großartiges Racheſeſt feiern. Unſer altes Stammesgeſetz bleibt in Ehren. Möge es immer ſo bleiben! Wehe dem, der es wagen würde, daſſelbe anzutaſten! Es war unſeren Vätern und Vorfahren heilig, es muß auch uns heilig ſein! Wir haſſen unſere Stammesſeinde, wir haſſen die Tschoba. Wir ſind ſtolz auf Menkina, weil er ein Meiſter in der Ausübung der Stammesrache iſt. Ich denke, wir übertragen ihm ſofort die Leitung des Feſtes.“ „Menkina, Menkina, der große Zauberer! — Menkina ſoll das Feſt leiten! — Menkina ſoll ſeinen Bruder rächen! Menkina, Menkina, Menkina!“ So ſchallte es aus der erregten Menge zurück. Immer wieder und immer lauter und dröhnender erſcholl der Name über den Platz. Da ſprang mit wüſten Säen eine rotbemahte Geſtalt aus der nahen Zauberhütte heraus, ſchaute ſich mit tollen Gebärden unter der johlenden Menge um und blieb vor dem Häuptling und den Bigleuten ſtehen. Das war Menkina, der große Zauberer. Um ſeine Schulter hing ein Leopardenfell. Sein Hals war geſchmückt mit zahlreichen Amuletten. Ganze Bündel getrockneter Fruchtſchalen rasselten ihm bei jeder Bewegung an Armen und Beinen. In ſeinem Gürtel aus Leopardenfell bligten mehrere Dolche. In der Rechten hielt er eine fünfſackige Eiſenkralle mit kleinem Holzgriff, während er am linken Arm eine weite Taſche mit Zauberinſtrumenten trug. In ſeinem ſchmuzigen, mit Rotfarbe und Palmöl beſchmierten Kopphaar waren kleine Muſcheln eingeflochten. Um ſeine Lenden hing ein buntbemahtes Tuch. Beim Anblick dieſer Geſtalt ſchauderte ich zuſammen, ich wußte, was mir

bevorſtand. Nach einem Zeichen des Häuptlings rief er mit lauter Stimme in die Verſammlung hinein: „Menkina, der große Zauberer der Rantschi, wird Rache nehmen an ſeinem Stammesſeind. Ihr werdet zufrieden mit ihm ſein, denn er liebt das heilige Stammesgeſetz, er haßt die Tschoba. Heute übt er doppelte, vielfache Rache. Ihr wißt warum. So möge denn das Racheſeſt, das Freudenfeſt beginnen!“ Heller Jubel antwortete auf ſeine Rede. Menkina trat hierauf an die große Kriegstrommel heran und ſchlug ſie in langſamen, dumpfen Tönen und dann ſchneller, immer ſchneller und lauter bis zur Raſerei. Ein kräftiger Schlag noch und dann war lautloſe Stille. Alle ſtanden regungslos und ſchauten voll Erwartung auf den Zauberer, der, ohne ein Wort zu ſagen, auf mich zukam, mit ſeinem häßlichen, kalten Blick mich zu durchbohren ſchien. Einen Augenblick hielt er die Eiſenkrallen vor meinem Geſicht und ehe ich mich verſah, fuhr er in blißſchnellen Bewegungen mit denſelben über meine Wangen und meinen Leib. Kein Schmerzensruf entrang ſich meinem Munde, aber ich zuckte zuſammen und ſah mein Blut von der Bruſt herabrieſeln. „Blut! Blut! Blut des Tschoba!“ ſchrie Menkina wie beſeſſen. Und jedes Wort wurde von der Menge wiederholt. Wieder bearbeitete er die Kriegstrommel wie vorher mit wütenden Schlägen und rief zum Schluß: „Rache! Blutige Rache!“ Auch dieſer Ruf pflanzte ſich vielhundertſach vermehrt in der Menge fort. Und dann wieder das ohrenbetäubende Trommelgewirbel und der Ruf: „Schreckliche Rache!“ — „Schreckliche Rache!“ dröhnte und gellte es wieder aus der Menge zurück, die nach meinem Blute lechzte. Was ich alles dachte und empfand in dieſen furchtbaren Augenblicken, weiß ich nicht mehr. Der kalte Schweiß der Todesangſt rieſelte mir vom Geſicht; aber ein Gefühl machte mich ſtark: Angſt und Schmerz wollte ich mannhaft verbeißen. Wie ein Tschobamann wollte ich ſterben. Menkina geriet durch meine Selbſtbeherrſchung noch mehr in Wut. „Seht dieſen Tschobamann, unſern Stammesſeind. Noch zeigt er ein mutiges Geſicht. Er meint, unſer Racheſeſt beſtände nur in Worten und Trommelſchlag. Ich will ihn eines Beſſern belehren. In wenigen Augenblicken wird er ein anderes Geſicht aufſetzen. Mendiambi, das glühende Eiſen herbei! Ha, ha, wie der tanzen wird!“ Bei dieſen Worten ſtürzte einer ſeiner Helfer in die Zauberhütte und brachte nach

wenigen Minuten ein Feuergefäß, in dem ein zugespitzter Eisenstab glühte. Mendiambi hielt meinen Kopf wie in eiserner Klammer fest und Menkina bohrte mir das glühende Eisen in beide Ohrläppchen hinein, wobei er mir noch an Hals und Wange stehende Brandwunden verursachte. Ich wand und krümmte mich vor Schmerz, mein Gesicht verzerrte sich in flehendem Krampf, aber keinen Klagelaut stieß ich hervor. „Der Tschobamann hat Mut“, höhnte der Unmensch, „sein Herz ist stark. Sein Gesicht spricht auch schon eine andere Sprache. Geduld, ihr Leute, ihr werdet bald seine Stimme hören wie die Stimme eines verwundeten Affen. Ihr werdet sie hören, so war ich Menkina heiße.“ Das zuschauende Volk lachte laut auf und freute sich an meinem schmerzverzerrten Gesichte. Es entstand nun eine Pause. Palmweindiener gingen mit ihren gefüllten Kalabassen von Mann zu Mann und gossen den Wein in die vorgehaltenen Trinkbecher. Man trank, man trank, man plauderte und scherzte. Die Instrumentenspieler schlugen die Gongs, schüttelten die Rasseln, trompeteten auf ihren Bambusrohren und bearbeiteten ihre großen und kleinen Ngangki (eiserne, schellenartige Schlaginstrumente). Viele sangen und tanzten um mich herum, die frohe Stimmung stieg höher und höher, bis ein lauter, langgezogener Ton des Zauberers auf einem Elfenbeinhorn dem Tumult jählings ein Ende bereitete. Mit einem Schlage war alles still und voller Erwartung. Feierlich kam Menkina, der sich eine Zeitlang mit dem Häuptling unterhalten hatte, auf mich zu und gab seinen Helfern leise Befehle. Mendiambi und mehrere andere stürzten auf mich los, lösten meine Fesseln, schlugen aber um mein Handgelenk eine dünne, zähe Liane. Einer stieg auf den großen Baum in der Mitte des Platzes, den sie den Rachebaum nannten. Dorthin wurde ich nun geführt und an dem dicksten Aste an einer Liane aufgezogen und befestigt. So baumelte ich in der Luft und die Lianeschlinge schnitt tief in mein Gelenk ein. Das war der Anfang meiner Rachequalen. Je höher ich emporgezogen wurde, um so lauter johlte das Volk, um so toller wirbelten die Trommeln. „Rachel!“ schrie Menkina und seine Stimme überrönte den allgemeinen Lärm. „Rachel! Rachel!“ schallte es von allen Seiten des Platzes wie ein brausender Strudel, der mich zu verschlingen drohte, sich aber auf ein Zeichen des Zauberers wieder plötzlich legte

und verebbte. Dieser aber erhob seine krächzende Stimme und schrie über den Platz: „Ihr Männer von Kantschi! Die Rachestunde hat geschlagen. Jetzt werdet ihr euren Stammesfeind wimmern hören wie ein kleines Kind; er wird vor Schmerz brüllen wie eine Leopardin der Steppe; er wird zappeln wie ein Fisch an der Angel; er wird uns die Froschstimme der Tschoba hören lassen, die er, um uns zu trogen, bis jetzt nicht hören lassen wollte. Aber Menkina weiß die Lippen, die Arme und die Beine des Tschoba in Bewegung zu bringen. Menkina hat gesprochen.“ Wieder rasender Beifall der Kantschi, deren graufige Begeisterung immer höher stieg. Mit dem scharfen Krallengriff schlug Menkina nun auf meinen Rücken und in meine Seiten, daß das Blut ausspritzte. Aber er vermochte mir keinen Ruf des Schmerzes zu entlocken. Das setzte ihn in Wut. Vergebens mißhandelte er meinen verwundeten Rücken mit dünnen Ruten. Aber ich schrie nicht. Dann ließ er unter meinen Füßen ein Feuer anzünden, dessen Flammen bis an meine Füße hinaufschlugen. In meiner Verzweiflung hob und senkte ich meine Beine, um den Flammen und der unerträglichen Hitze zu entgehen. Meine Kraft war gebrochen. An einem Handgelenk hängend zappelte ich in entsetzlichen Qualen. Ich fing tatsächlich an zu weinen wie ein Kind, ich schrie, ich brüllte wie ein Leopard, ich heulte vor rasendem Schmerz. Und auf und ab gingen meine Beine, immer schneller, immer schneller. Und während ich so zappelte und schrie, wimmerte und heulte, tanzten und sangen die Kantschi laut vor Freude, immer lauter und lauter. Bei jedem neuen Schmerzenslaut hallte die Lust wieder von ihrem Jubelschrei. Und dazwischen tranken sie Palmwein. Allmählich war ich ganz erschöpft, und ich konnte nicht mehr die Beine bewegen, und die Schmerzensschreie verstummten. Und auch der Tanz der Kantschi hörte auf, aber der Rachedurst war noch nicht gestillt. Der Zauberer ließ mich losbinden, und ich lag wie tot auf dem Boden. Was nun gefolgt ist, davon habe ich nichts mehr gefühlt, nichts mehr gesehen, nichts mehr gehört. Die Feuerqualen, die schreckliche Todesangst und die Erschöpfung der letzten Tage hatten mich zu sehr angegriffen. Mein Verstand war fort. Als er später zu mir zurückkam, mußte ich erkennen, was sie noch mit mir getan hatten. Es war dasselbe, was sie jedem gefangenen Stammesfeinde tun. Der

Zauberer hatte meine Hand, an der ich gefesselt an dem Baume gehangen hatte, abgehauen, so daß viel Blut floß, und gewiß hat er so fürs erste seine und der Kantschileute Rachsucht gestillt. Daß ich nach all diesen Schmerzen und Ängsten und Qualen nicht gestorben bin, kann ich jetzt noch nicht verstehen. Aber das war es, was die Kantschileute wollten: sie sparten mich auf für einen neuen Rachetag.

Ein zweiter Rachetag war nicht gefolgt, und das verdanke ich dir, dem guten weißen Vater. Ich will dir nur noch sagen, was weiter kam. Mein Verstand kehrte eines Tages wieder zu mir zurück. Ich weiß nicht, wie lange ich wie tot gelegen hatte. Ich befand mich in einer kleinen Hütte, die ich sogleich als die Medizinhütte des Zauberers erkannte; denn da lagen, standen und hingen so viele Zauberdinge, Medizintöpfe, Taschen und Körbchen herum, wie man es nur in einer Zauberhütte findet. Und ich lag auf einem guten Lager von frischen Bananenblättern. Mein Rücken und die Seiten schmerzten mich sehr, aber das Schlimmste war mein rechter Arm. Es war ein Arm ohne Hand. Ich war ein „Batchua, ein Gezeichneter der Rache“. Gern wäre ich gestorben. Ich hätte gewünscht, daß der Zauberer mir das Leben genommen hätte. Deshalb sagte ich ihm böse Worte ins Gesicht, um ihn zu reizen, damit er im Zorn mir den Tod gebe. Aber er tat, als höre er es nicht. Mit der größten Sorgfalt pflegte er mich, und jeden Tag tat er eine neue Medizin auf die Wunden an den Seiten und auf den Rücken. Es war eine scharfe Medizin, aber ich fühlte, daß sie gut sei; die meisten Wunden fingen an zu heilen. Auf meinen Arm tat er keine neue Medizin, indem er sagte, der Verband sei noch gut. So sollte ich also wieder geheilt werden zu neuer Qual und zu einem neuen Rachetag. Die Tage, die nun folgten, waren Tage des Schmerzes und der Verzweiflung. Meine Wunden, besonders die Brandwunden, schmerzten ungeheuer. Zwischen meinem Klagen und Weinen flogen meine Gedanken nach Ischoba zurück, das ich niemals wiedersehen würde. Ich verfluchte die häßliche Stammesfeindschaft, die mir solche Schmach und Pein angetan. Ich ver-

wünschte die Tage, an denen ich selbst an der Rache mich beteiligt hatte. Daß es damals Freudentage für mich gewesen, war jetzt kein Trost für mich. Mit Zittern und Beben sah ich neuen Qualen entgegen und ich wußte, daß sie schrecklicher sein würden, als was meine erregte Phantasie mir vormalte. Dampfe Verzweiflung umkrallte und folterte mein Herz. Vergebens rüttelte ich an den Linnen, um den Verband von meinem Arm zu reißen, bis ich in ohnmächtiger Wut und vom Zammern müde für einige Zeit die Sinne verlor. Und wenn dann das folternde Bewußtsein wiederkehrte, erlebte ich all diese Torturen von neuem. Da, eines Tages, als der Zauberer mit seinen Frauen auf eine Farm gegangen war und meine Hütte sorgsam verschlossen hatte, hörte ich lautes Angstgeschrei. War jemand gestorben? War ein Unglück geschehen? Nein, die Totenklage klang doch anders. Nur Warnungsrufe vernahm ich. „Flieheth, flieheth! Ein weißer Mann!“ Ich hörte, wie die Fliehenden an meiner Hütte vorübereilten und wie allmählich das Geschrei in der Ferne verhallte. Was war das? Ein Hoffnungsstrahl fuhr blitzartig durch meine Seele. Was konnte mir geschehen? Drohte mir der Tod? Der wäre eine Erlösung gewesen. Vielleicht — nein, ich wagte noch nicht, an die Freiheit zu denken. Aber ich wurde ruhiger, gefasster. Schlimmer als Menkina konnte der Weiße nicht sein, trotz des vielen Schlechten, das ich über die weißen Männer gehört hatte. Das genügte mir. Aufmerksam lauschte ich auf jedes Geräusch in der Nähe meiner Hütte. Endlich! Ja, da hörte ich Stimmen, ich vernahm Schritte. Jetzt waren sie an der Tür. . . Ich hielt den Atem an, mein Herz sprang mir im Leibe, der Kopf wollte mir zerspringen. Eine Weile merkte ich, wie man an der gut verschlossenen Türe zerrte und riß. Sie ergab sich bald der Gewalt, und ich sah, wie ein weißer Mann mit einem großen weißen Hut, mit weißen Kleidern, mit einem schwarzen Bart in den Rahmen der Tür trat. Mit verstohlenem Blick hatte ich sein Gesicht gestreift und dieser Blick sagte mir, daß er wenigstens nicht so grausam wie die Kantschi sein würde.

(Fortsetzung folgt.)